

heute kommunistische Tschechoslowakei „in Zahlen nicht ausdrückbar“.

Nur der Versuch des tschechischen Kunsthistorikers, sein Findexglück auch politisch auszuwerten, verstimmte den Wiener Kollegen. Neumann ließ durchblicken, der späte Bilderfund beweise, daß die ehemalige k. u. k. Residenz Wien das ehemals habsburgische Prag so lange ausgeplündert habe, bis „die allgemeine Überzeugung herrschte, daß alles irgendwie Wertvolle weggeführt oder verkauft war“.

Dagegen Oberhammer: „Der Prager Bilderfund beweist lediglich das Desinteresse der Tschechoslowakei an nicht-nationaler Kunst. Seit 1918 wäre schließlich genügend Zeit zum Blick in die spinnwebigen Depots gewesen.“

LITERATUR

DODERER

Packt ihn und zwackt ihn

Gepeinigt hat er schon früher. Vor drei Jahren erfindet der Österreicher Heimito von Doderer, dem Titel seines letzten Erzählungsbandes zufolge, die „Peinigung der Lederbeutelchen“.

Diesmal zog er noch schärfer vom Leder. Den Romanfiguren zur Qual und den Lesern zum Hohn, betrieb er in seinem neuen Roman „Die Merowinger“ das schmerzhafteste Verfahren der „Detail-Peinigung“ — das „Prinzip einer Teilung des Lebens-Ganzen in immer kleinere Teile und Teilchen von Teilen“.

Verwirrt machten sich in den letzten Wochen die Kritiker an die Arbeit, um das Teilchengewimmel des epischen Vexierbildes nach seinem Sinn zu durchforschen. Im „Tagesspiegel“ rätselte Hilde Spiel, ob nicht Doderers Held mitsamt seiner Familie „den Untergang des europäischen Adels“ oder gar die „Hierarchie des Dritten Reiches“ symbolisiere.

Der Rezensent der Züricher „Tat“ mutmaßte rühmend, Doderer habe in seinem Buch nicht nur die vierte und fünfte, sondern möglicherweise auch noch eine sechste Dimension entdeckt.

FAZ-Rezensent Günter Blöcker allerdings war ziemlich skeptisch. Das Werk des 66jährigen, der seit den Romanen „Die Strudlhofstiege“ (1951) und „Die Dämonen“ (1956) seiner Leser-Gefolgschaft als einer der bedeutendsten deutschen Epiker der Gegenwart, wenn nicht gar als ihr größter gilt, schien dem Kritiker der „Frankfurter Allgemeinen“ lediglich ein „brutaler Ulk“ von „unbekümmerter Abstrusität“ zu sein, und er fühlte sich durch ein hohnvolles Geständnis des Autors noch bestätigt. Doderer im Epilog zu den „Merowingern“: „Aber das Ganze ist doch ein Mordsblödsinn.“

Dieses spöttische Bekenntnis ist in der Tat weit glaubwürdiger als die vagen Interpretationsversuche bewundernder Feuilletonisten. Eine deutliche Beziehung zur Wirklichkeit jedenfalls bleibt in dem kunstvoll arrangierten Jux von der „totalen Familie“ (Motto: „Die Wut des Zeitalters ist tief“) ebenso verborgen wie die sechste Dimension.

* Heimito von Doderer: „Die Merowinger oder Die totale Familie“. Biederstein Verlag, München; 368 Seiten; 16,80 Mark.

Doderer, der einst über spätmittelalterliche Quellenkunde promovierte und eine Arbeit über „Die Abtwahlformel in den Herrscherurkunden bis zum 10. Jahrhundert“ verfaßte, hat in seinem anachronistischen Gegenwartsroman — er spielt in einer nicht genannten fränkischen Universitätsstadt und endet um 1950 — aufs neue seiner Vorliebe für die Historie nachgegeben: Der Romanheld Childerich III. trägt den gleichen Namen wie der letzte Merowinger-König aus dem Geschichtsbuch und erduldet auch annähernd dessen Schicksal.

Im Jahr 751 war der echte Childerich von seinem Hausmeier Pippin dem Kurzen abgesetzt und ins Kloster geschickt worden. Zwölf Jahrhunderte später blüht dem Roman-Childerich Doderers ähnliches Ungemach: Das Oberhaupt der Familie Bartenbruch aus dem Merowinger-Geschlecht wird von seinem Majordomus, dem Grafen Pippin von Landes-Landen, entmacht und muß fortan den Ausschweifungen seines Lebens entsagen.

Doch bevor der „haarige Finsterling“ Pippin sein Intriganten-Ziel erreicht, hat Childerich einen maßlos ehrgeizigen Traum fast ganz verwirklichen können. Der mickrige Franken-Baron, dem Aussehen nach einem „traurigen Beutelchen“ ähnlich, zugleich aber gerüstet mit einer

legt. Er ziert sein „kleines und schlaffes Gesichtchen“ mit sämtlichen Barttrachten seiner Ehe-Vorläufer, mit Schnauzer und Fliege, mit Kehlbart, Knebelbart und Backenbärten.

Bartenbruchs monopolistische Familienpolitik findet jedoch erwartungsgemäß ihre Widerstandskämpfer: Seine Stiefkinder aus erster Ehe, als der „Paust'sche Sack“ verachtet, rotten sich unter der Führung Pippins des Kurzen zur Rebellion zusammen, um durch Hinterlist und rohe Gewalt die ihnen vorenthaltene Erbschaft zu erobern und eine fünfte Ehe Childerichs zu verhindern. Childerich wird überwältigt und muß erdulden, was Doderer die „kastrative Problemlösung“ nennt: Der Patriarch wird auf dem Operationstisch entmannt und sämtlicher Bärte beraubt.

Der Familienaufstand in offener Feldschlacht ist keineswegs das einzige Beispiel brachialen Wütens. Von der „Wut des Zeitalters“, wie Doderer sie sieht und in geruhlosen Schnörkeln beschreibt, sind nahezu alle Gestalten des Romans erfaßt. Sie prügeln mit Knüppeln und treten mit Füßen, sie piesacken sich, demolieren, toben und brüllen über 360 Seiten hinweg. Doderer nimmt als der Schriftsteller Döblinger des Romans nach Kräften am Getümmel teil.



Anachronist Doderer: Glücklich verpufft

„das gewöhnliche Maß weit übersteigenden Manneskraft“, erstrebt eine „Totalisierung der Familie“ und heiratet zu diesem Zweck nach erster Ehe mit der Kulmbacher Bierbrauerswitwe Paust seine Stiefgroßmutter, seine Stiefmutter und seine Stieftochter.

Das Ergebnis dieser Heiratsstrategie ist erstaunlich. Childerich befördert sich nicht nur zu seinem eigenen Vater und Großvater, sondern wird auch noch, nach Abschluß der vierten Ehe, sein eigener Schwiegervater und sein eigener Schwiegersohn, der Vater seiner Geschwister, der Großvater seiner Kinder und der Onkel seiner Enkel.

Sichtbares Wahrzeichen solch familiärer Machtfülle ist eine monströse Bart-Sammlung, die Childerich sich zu-

Der Wiener, der seit je zu altfränkischer Umständlichkeit und barocker Wirrnis neigte, hat seine monumentale Wutorgie im Zeitlupentempo mit versteckten Parodien, mit kulturhistorischen Abschweifungen und pseudosachlichen Fußnoten versehen und sich zuweilen sogar als dramatischer Vers-Autor versucht:

Jetzt packt ihn, packt ihn,
zwackt ihn, zwackt ihn
und reißt ihm aus, was er noch hat!
Daß ihm ersterbe weitere Neigung
zu immerwährend neuer Zeugung:
dies wirke eure rasche Tat!

So kunstvoll und sorgsam Doderer die Fabel vom Untergang der allerletzten Merowinger aber auch wirkte — das Resultat scheint solch intensiver Schriftsteller-Mühsal kaum angemessen.

Heimito von Doderer in den „Mero-wingern“: „Es ist wirklich das ungeheure Maß sozusagen ehrlicher Mühe und Arbeit kaum glaublich, das mitunter bei Humbug und Schwindel geleistet wird. Ja, wir halten solche enormen Energie-Aufwände für eines der Charakteristica unseres Zeitalters, dessen gewaltige Kräfte vielfach auf diese Weise glücklich verpuffen.“

FILM

NEU IN DEUTSCHLAND

Taras Bulba (USA). Will man dem Film glauben, so war der Russe Nikolai Gogol, von dem die Vorlage stammt, eine Art Negativkopie des polnischen Nationalschreibers Sienkiewicz. Feierte Sienkiewicz die ritterlichen Vorfahren der Polen und verteuflte er deren Feinde („Kreuzritter“), so dichtet dieses Lichtspiel den einstigen polnischen Herren der Ukraine alle erdenkliche Niedertracht an und verherrlicht die Kosaken, die sie aufs Haupt schlugen. Wild sind deren Bräuche: Eine Wunde heilen sie, indem sie Wodka hineingießen und anzünden, und bei einem Duell galoppieren die Widersacher so lange über eine Schlucht, bis einer samt Roß hineinstürzt. Der Häuptlingssohn Andrej Bulba (Tony Curtis) besteht zwar diese Mutprobe, balanciert auch auf dünnem Balken über die Bärengrube, aber aus Liebe zur polnischen Fürstentochter (Christine Kaufmann) wird er zum Verräter. Eigenhändig richtet ihn sein harter Vater (Yul Brynner). Die von Regisseur J. Lee Thompson („Die Kanonen von Navarone“) bewegt arrangierten Schlachtenbilder gipfeln darin, daß die feindliche Reiterei in einen tiefen Schlund purzelt. Eine besondere Attraktion ist in der deutschen Synchronisation erhalten geblieben: der englische Gesang der Kosaken. (Harold Hecht.)

Bekenntnisse eines möblierten Herrn (Deutschland). Als der frühere Kabarett-Texter („Die kleine Freiheit“) und Filmschauspieler („Ein Mädchen aus Paris“) Oliver Hassencamp vor drei Jahren seinen ersten zeitkritischen Roman veröffentlichte, stufte die besinnliche „FAZ“ das Werk als „keck“ ein und sagte die Verfilmung als nahezu unvermeidbar voraus. Die nunmehr vom Buchautor verfaßte Kino-Version berichtet nicht weniger keck von den Lustbarkeiten des Junggraphikers und -gesellen Lukas Dornberg (Karl Michael Vogler), der es aus Milieugründen vorzieht, Untermieter zu sein, und sukzessive die Tochter einer Zimmerwirtin, eine Hochadlige und eine Industriellengattin erotisiert. Die Inszenierung von Franz Peter Wirth („Helden“) ist, am deutschen Unterhaltungsfilm-Niveau gemessen, angenehm leicht, ohne leicht zu sein. Hinter dem Vorbild („Liebespiele“) des Franzosen Philippe de Broca bleibt der Film aber vor allem wegen geringerer Abneigung gegen Klischees zurück. (NDF.)

Es begann in Rom (USA). In diesem Film soll sowohl die Widerstandsbetätigung der Italiener als auch die amerikanische Kriegführung beim Marsch auf Rom im Jahre 1944 verulkt werden. Ein Captain und ein Funker der US-Army verkleiden sich als Priester und schlüpfen so in die von den Deutschen besetzte Metropole, um herauszufinden,

Telemann

FRAZERNISATION

O Fatum, daß du deiner Günte Füllhorn so ungeschert über Treusinnige und Verräter ausschüttet! Wie hätte Telemann, als er vor Jahresfrist (SPIEGEL 4/1962) die Täter zweier von insgesamt drei „Tim Frazer“-Serien kundmachte, ahnen sollen, daß auch er noch Nervenkitzel am Leibe erleben würde?

Es war nach dem dritten Spiel-sechstel. Uninteressiertheit lastete schwer genug auf dem Ahnungslosen, schwerer noch auf dem, der vorauswußte: Die Hauptbösewichte im ost-westlichen Spionagekomplot sind der Arzt (Paul Klinger) und der Schiffmodellbauer (Ernst-Fritz Fürbringer).

Da plötzlich das Inserat in der Wiener „Kronen Zeitung“: Einer, der nicht wollte, daß sich „Millionen Menschen um einer billigen Pointe willen vor die Fernsehapparate zwingen lassen“, setzte für 3000 Schilling in Umlauf, „der Mörder“ höre auf den Zunamen Anstrow.

Ein Irrtum, wie sich einen Tag später herausstellte, gleichwohl knisterte Spannung auf. Nicht der Enthüllung wegen — dieser Durbridge hätte selbst dann kein Pulsjagen verursacht, wenn als Mordbubé ein Kurienkardinal in Frage gekommen wäre —, sondern ob des Rätsels: Wer war der Inserent?

Die Anzeigen-Damen der „Kronen Zeitung“ beschrieben ihn als einen „richtigen Rock-Hudson-Typ“, sehr gepflegt, des wienerischen Tonfalls zur Gänze entrandend und „25 bis 40 Jahre alt“.

Rock-Hudson-Typ? grübelte Telemann genüsslich — war es vielleicht der WDR-Fernsehdirektor Dr. Lange, dem wie kaum einem daran gelegen sein mußte, daß der Langweiler Tim ins Gerede käme?

War es der Präsident des „Bundesverbandes der Deutschen Industrie“, Fritz Berg, der die vermeintliche Schaulust deutscher Spätarbeiter sabotierte?

Handelte es sich um einen Sendboten des Gaststättengewerbes, der Bundesbahn, der Lufthansa, der Kegelbahnvermieter, der Boxveranstalter oder jener unbekannten Kampfgruppe, die auch das Bielefelder Annoncengeschäft durch den vollbezahlten Hinweis hochkurbelte, das Darbieten fünf-fach unterbrochener Kriminal-Lichtspiele sei „Kintopp“ und „billigste Spannungsmache“?

Köstliche, nimmer endenwollende Ungewißheit!

Um ehrlich zu sein: Als der Matrose Anstrow unversehens Publizität erlangte, vibrierten Telemanns Nerven noch aus einem an-

deren Grunde. Es wäre ja möglich gewesen, daß Autor Francis Durbridge die 14 Stunden, die er dem Vernehmen nach täglich am Schreibtisch verbringt, genutzt und seinen „Tim Frazer“ so „vollständig umgearbeitet“ hätte, wie er im vorigen Januar ankündigte.

Indes, aus der Schlüsselfigur, die Telemann seinerzeit mit „der seriös wirkende Kolonialbeamte a.D. (Mittäter: der Arzt)“ umschrieben hatte, wurde ein ehrsam erscheinender Schiffchenbastler, der seine Missetäterschaft gleichermaßen mit einem Doktor med. teilen mußte. Welch kümmerliche Metamorphose, wenn man die Vorkehrungen berücksichtigt, mit denen Durbridge-Kriminelle abgeschirmt werden.

Um allen Verantwortlichen den Ernst ihrer Lage und die Notwendigkeit von Vergatterung und vierziffriger Konventionalstrafe vor Augen zu führen, wirft Telemann abermals den Handschuh und verrät: Die Täterin der nächsten Tim-Frazer-Fabel ist „das amouröse junge Mädchen aus gutem Hause“!

Folge: Francis Durbridge wird den SPIEGEL lesen und das Fräulein flugs in eine Oberkirchenratswitwe aus Devonshire verwandeln oder, kontrastvoller noch, in eine Kuppelmutter aus Soho. Das kann er, weil die deutsche Produktion des zweiten Frazer-Teils erst im Mai beginnt und weil es zur Fertigstellung von Durbridge-Dauer-dramen nicht logischer noch gar psychologischer Rücksichtnahme bedarf.

Doch Telemann wird der Alten hohnlachend das Spitzenhäubchen vom Kopf reißen — woraufhin Durbridge, nicht mehr fäul, erst einen schiefmäligen Rasenmämmaschinenvertreter, danach einen hinkenden Grand-National-Jockey und schließlich, in die Enge getrieben, den blattergesichtigen TV-Kolumnisten eines Nachrichten-Magazins durch die Handlung fädelt. Aber stets wird dem Briten ein „Ick bün all do!“ entgegenschallen.

Eine Spannung, die durch solch wettkämpferisches Zusammenspiel und mit Hilfe einer zunehmend einsatzfreudigen Inserentenschaft zustande käme, wäre vor mimischer Behinderung gefeit und böte zudem eine reelle Chance, daß die Bundesöffentlichkeit zwölf weiteren „Tim Frazer“-Abenden gefaßter entgegenseht.

Merke: „Millionen Fernseher bekommen feuchte Hände, wenn sie seinen Namen hören“ (die Illustrierte „Quick“ über Francis Durbridge).



Durbridge